

DIE LOKALISIERUNG DES RELIGIÖSEN PLURALISMUS: BILDET KANADA DEN MODELLFALL?¹

PETER BEYER

Theoretischer Kontext

Während des 20. Jahrhunderts kam es im historischen Prozess der Globalisierung zu einer fast weltweiten, wenn auch gelegentlich stark debattierten und umstrittenen Legitimierung einer neuen Art von soziokulturellem Pluralismus. Dieser Pluralismus beruht nicht wie zuvor auf hierarchischen Unterschieden wie z. B. dem zwischen »Zivilisation« und »Barbarei«, sondern er behauptet die Gleichrangigkeit aller anerkannten Einheiten. Die Gesamtheit der jeweiligen Kulturen, Nationen, Ethnien und anderen Identitäten soll dieser Vorstellung nach als »gut« und wertvoll geschätzt werden, d. h. sie verdienen Achtung, Anerkennung und Förderung. Dieser Pluralismus betrifft zudem weitere Kategorien, die exklusive und kollektive Identitäten repräsentieren, so etwa Klasse, Rasse, Geschlecht und, in unserem gegenwärtigen Kontext sehr wichtig, Religion. Die verschiedenen Einheiten zeigen zwei Seiten hinsichtlich der Semantik der Gleichheit, der Menschenrechte, der Religionsfreiheit und des Multikulturalismus. Auf der einen Seite sollen sie nicht zweckrational sein: Sie stellen unbezweifelbare, expressive soziale und persönliche »Substanzen« dar, die als solche *anzuerkennen* sind. Sie gelten als selbstverständlich, als das, *was sie eben sind*. Jedoch werden andererseits diese Identitäten auch konstruiert, sie müssen aktiv reproduziert und verteidigt werden. Das bedeutet zugleich, dass diese Identitäten sich konkret und kontinuierlich in sozialen Institutionen ausdrücken müssen. Sie erheben damit nicht nur einen Anspruch auf Sinnhaftigkeit, sondern ausdrücklich auch auf Macht. Dementsprechend sind diese Identitäten umstritten, sowohl innerhalb ihrer selbst wie auch von außen. Die Repräsentanten einer jeden Identität streiten um verschiedene Visionen und Strategien

- 1 Dem Artikel liegt der Vortrag zugrunde, der auf der Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Religionswissenschaft vom 24. bis 25. Oktober 2003 an der Universität Luzern gehalten wurde. Der Vortrag wurde sprachlich überarbeitet und um bibliographische Angaben und verschiedene inhaltliche Änderungen erweitert. Der Vortragsstil wurde überwiegend beibehalten.

für ihre Selbstbehauptung, Außenstehende stellen entweder die Authentizität der Einheit oder deren institutionellen Ausdruck in Frage.

Drei weitere Aspekte sind vorab noch zu behandeln. Der erste betrifft die relationale Qualität der Identitäten. Gleichgültig, ob von Kulturen, Religionen, Rassen oder Geschlechtern die Rede ist, alle Einheiten bilden sich im wechselseitigen und bewussten Gegenüber zueinander. In jeder Kategorie mag sich diese Wechselseitigkeit als mehr gegensätzlich oder mehr harmonisch darstellen, aber immer müssen klare Unterschiede hergestellt werden. Die im Vergleich gewonnenen Unterscheidungen können – und müssen sogar – zu stereotypen Vorstellungen sowohl über die eigene als auch die fremde Identität führen. Gewisse Merkmale erhalten in diesem Prozess einen höheren symbolischen Wert als andere. Manchmal geschieht es gar, dass Selbst- und Fremdwahrnehmung sich bei wichtigen symbolischen Merkmalen überschneiden. Ein Beispiel wäre das Stereotyp des *hijab* (Schleier der Frau), das im Westen einen ebenso außerordentlichen symbolischen Wert erhält wie innerhalb islamistischer Kreise. Man könnte sogar behaupten, dass solche Überschneidungen mehr die Regel als die Ausnahme darstellen.

Dies leitet zum zweiten Aspekt über, der die Modellierung betrifft. Im Kontext der wechselseitigen Identifizierung entstehen abstrakte Modelle, an denen sich die Einheiten in ihrer Konstruktion der verschiedenen Identitätskategorien mehr oder weniger orientieren (vgl. Appadurai 1996; Meyer et al. 1997). Wenn z. B. eine Religion als solche anerkannt und praktikierbar bleiben will, dann sieht sie sich einem gewissen Druck ausgeliefert, bestimmte Merkmale hervorzuheben. So kann sie etwa eine klare Vorstellung von einer »transzendenten« Wirklichkeit und ein ausformuliertes Set von Ritualen und Gebräuchen entwickeln, mittels derer der kommunikative Zugang zu dieser Wirklichkeit kontrolliert und ermöglicht wird. Oder sie betont feste institutionelle Formen, wie z. B. repräsentative Organisationen und soziale Einrichtungen. Solche Modelle einer Religion, einer Kultur, einer Rasse oder eines Geschlechts können verständlicherweise nicht in reiner Form erscheinen, denn das würde einem partikulären Ausdruck einer Kategorie universellen Status zuschreiben. Vertreter einer bestimmten Einheit könnten dies möglicherweise behaupten, aber für Außenstehende bliebe dergleichen schwer zu akzeptieren. Außer derart ungleicher Machtverteilung, die eine solche Verschmelzung von partikulär und universal bewirken könnte, verläuft Modellierung konkret stets mit Bezug auf alle bzw. einige der anderen Vertreter der jeweiligen Kategorie und nie abstrakt mit Bezug auf nur eine dieser Kategorien.

Der dritte Aspekt der skizzierten Spannung ist ein räumlich-zeitlicher. In der Globalisierungs- und Transnationalismusliteratur ist oft die Rede von zwei eng verflochtenen Ereignissen: Deterritorialisierung und Zeitkomprimierung (siehe z.B. Giddens 1990; Papastergiadis 2000; Tomlinson 1999). Mit der Entterritorialisierung soll der Zustand der gegenwärtigen Welt beschrieben werden, wobei Lokalisierungs- bzw. Partikularisierungsprozesse und Partikularisierungsstrukturen gleichzeitig in einem Ort verankert und translokal angesetzt sein können. Zeitkomprimierung soll heißen, dass Ereignisse in einem Teil der Welt sehr rasch – manchmal sogar sofort – Auswirkungen in weit entfernten anderen Erdteilen haben können. Beide Effekte sind unmittelbare Korrelate der intensivierten und globalisierten Kommunikationsmöglichkeiten unserer Welt: Es kann schneller, öfter und weltweit kommuniziert werden, und dies geschieht auch.

Eine wichtige Auswirkung von Deterritorialisierung und Zeitkomprimierung stellt der Sachverhalt der transnationalen Migration dar. Menschen sind heute in größerer Anzahl weltweit unterwegs, nicht nur aufgrund zeitlich begrenzter Anlässe wie Handel, Diplomatie, Krieg oder Tourismus. Viele verlassen ihre Heimat auch auf Dauer. Die Gründe sind verschieden, aber die Tatsache an sich führt zu bedeutenden Migrationsbewegungen. Die Neuankömmlinge sind sodann bemüht, sich in ihrer neuen Heimat zu verankern und dort ein normaler Teil der vorhandenen Kommunikationsnetzwerke zu werden. Zugleich halten sie jedoch auch wichtige kommunikative Verbindungen mit ihren Herkunftsländern aufrecht.

Mit Blick auf die Identitäten, von denen hier die Rede ist, erzeugt diese »Völkerwanderung« eine erhebliche Entlokalisierung. In der Folge befinden sich sehr verschiedene Identitäten häufig unmittelbar nebeneinander. Zum Teil ist dies der Grund, warum die Identitäten gleichsam gezwungen sind, sich wechselseitig zu konstruieren. Um Salman Rushdie paraphrasiert zu zitieren, besteht das Wesentliche des globalen Zustands darin, dass Dinge, die nicht zusammengehören, sich doch nebeneinander befinden (zitiert in Appignanesi/Maitland 1990: 8). Und ich füge hinzu, dass Dinge bzw. Sachverhalte, die unzweifelhaft zusammengehören, nicht notwendig nebeneinander existieren müssen. Umgangssprachlich ausgedrückt: Zu einem Menschen auf der anderen Seite des Erdballs kann durchaus eine Seelenverwandtschaft bestehen, während der eigene Nachbar vielleicht in einer völlig anderen Welt lebt.

Translokalisierung und Pluralisierung ziehen gemeinsam mit der Semantik der Gleichwertigkeit aller Identitäten schwerwiegende und manchmal auch kontradiktorische Auswirkungen in den vielen Län-

dern nach sich, die die Hauptziele der Migration darstellen. Diese Länder verfügen in aller Regel über eine ausgeprägte nationale Identität. Die Immigranten fühlen sich als die »Anderen«, als die »Fremden in einem fremden Land« und werden von den Einheimischen auch als solche betrachtet. In diesem Kontext versuchen sie, ihre Unterschiede als partikuläre Identitäten zu rekonstruieren. Dies betrifft ebenso individuelle wie kollektive Identitäten, und unter den kollektiven sind es die ethnischen und religiösen Selbstwahrnehmungen, die am häufigsten auftreten. Als Folge davon werden die Einwanderungsländer in kurzer Zeit mit einer stetig wachsenden multikulturellen und multireligiösen Bevölkerung konfrontiert. Ihre etablierten religiösen, erzieherischen, künstlerischen, politischen oder rechtlichen Institutionen müssen auf diese Situation reagieren.

Diejenigen westlichen Länder, die von derartigen Entwicklungen besonders betroffen sind, sehen sich herausgefordert, die bislang als selbstverständlich geltenden christlichen und »europäischen« Selbstbeschreibungen neu und pluralistischer zu fassen. Im Kontext der globalen Legitimierung eines solchen Pluralismus – wie es sich etwa in den Menschenrechten und der damit verbundenen Religionsfreiheit ausdrückt (siehe Spickard 2002) – wird es zunehmend schwierig, auf diese Entwicklungen negativ zu reagieren. Als Beispiele einer ablehnenden Haltung seien etwa die Einführung einer selektiven Immigrationspolitik oder explizite Assimilations- und Konversionsstrategien genannt. Obwohl in verschiedenen Ländern mitunter einflussreiche Bewegungen entstehen, die exakt darauf abzielen, ist es doch bezeichnend, dass diese Bewegungen stets zu großen Kontroversen führen, dass sie bisher nie erfolgreich gewesen sind und dass sie auch in jedem Fall das internationale Image der betroffenen Länder beschädigen.

Auf der Grundlage dieser sehr allgemeinen Beobachtungen will ich nachfolgend eine Analyse durchführen, die sich auf den religiösen Pluralismus in Kanada im Kontext der transnationalen Migration konzentriert. Ich greife hier den religiösen anstatt den ethnisch-kulturellen Pluralismus heraus, da diesem mein Hauptinteresse gilt und auch Thema der oben erwähnten Tagung war. Beide Pluralismen sind ohnehin zumeist sehr eng miteinander verflochten. Die Wahl Kanadas als repräsentativer Region liegt insofern nahe, als hier die Kernprobleme des religiösen Pluralismus besonders klar offensichtlich werden. Sie zeigen sich so eindeutig, dass vorgeschlagen werden könnte, Kanada in dieser Beziehung einen globalen Modellfall zu nennen. Ich will damit jedoch nicht behaupten, Kanada wäre deshalb ein Modell, das andere Länder zu imitieren hätten. Dies ist weder meine Absicht noch mein Anliegen. Ich nehme Kanada als einen Beispielfall, nicht zuletzt,

weil es das Land ist, mit dem ich mich am meisten beschäftigt habe. Hinzu kommt mein Interesse an der transnationalen Migration, die sich in Kanada besonders gut untersuchen lässt. Kanada ist seit Jahrhunderten ein Einwanderungsland. Diese Tatsache kommt unter anderem in Fragen des religiösen Pluralismus deutlich zum Ausdruck. Der religiöse Pluralismus stellt in Kanada alles andere als eine neue Erscheinung dar, vielmehr war er in der gesamten modernen Geschichte des Landes ein wesentlicher Faktor. Dadurch wird es ermöglicht, im historischen Kontext einen Blick auf unser Thema zu werfen: die Lokalisierung des religiösen Pluralismus.

Kanada, Globalisierung und Migration

In vieler Hinsicht ist Kanada ein Ergebnis und ein Ausdruck des historischen Prozesses der Globalisierung. Kanada entstand in Folge der europäischen Ausbreitung und Kolonisierung seit dem 16. Jahrhundert. Es war zuerst Teil des französischen, dann des britischen Weltreichs. Nach der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat es sich allmählich die politische Eigenständigkeit erworben und wurde ein souveräner Staat. Wirtschaftlich ist Kanada am Aufbau der weltweiten kapitalistischen Ökonomie beteiligt und schon seit langem ein Mitglied des mächtigen und privilegierten Kerns (Wallerstein 1974-1980). Deswegen ist Kanada im modernen Zeitalter fortwährend ein Land der Einwanderer und ihres Nachwuchses gewesen. Der Einfluss der Ureinwohner ging spätestens Anfang des 19. Jahrhunderts verloren. Während der französischen Kolonisierung fand eine Einwanderung von europäischen Immigranten, der *habitants*, in das Tal des Sankt-Lorenz statt. Ihre sieben bis acht Millionen Nachkommen bilden noch heute die überwältigende Mehrheit der französischsprachigen Kanadier. Nach 1760 kamen die Einwanderer zuerst aus den ehemals britischen Kolonien in den Vereinigten Staaten, dann das ganze 19. Jahrhundert hindurch von den britischen Inseln und vom sehr späten 19. an bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts auch aus weiteren Ländern Ost-, Süd- und Westeuropas. Allmählich bevölkerten die Immigranten die südlichen und klimatisch freundlicheren Regionen des Landes, sodass die Bevölkerung Kanadas 1967 auf 20 Millionen Personen angestiegen war.

Während dieser langen Zeitperiode wurde nur sehr wenigen Nichteuropäern die Einwanderung erlaubt. Außer einer geringen Anzahl schwarzer Flüchtlinge, welche aus der Zeit der amerikanischen Sklaverei (Milan/Tran 2004; Winks 1971) stammten, kamen die meis-

ten aus Ost- und Südasien, zum größten Teil zwischen 1880 und 1910. Danach schlossen einheimische Rassenvorurteile und staatliche Vorschriften eine weitere Einwanderung von Nichteuropäern bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg praktisch aus (Henripin 2003; Johnston 1989).

Als europäische Kolonie war das Land bis 1760 im Wesentlichen von der französischen Kultur geprägt. Nach der englischen Eroberung eignete sich Kanada allmählich die britische Kultur und Lebensweise – einschließlich der englischen, schottischen und irischen Spielarten – an. Eine sehr große und durchaus selbstbewusste französisch-kanadische Minorität (*les Canadiens*) integrierte sich in den britischen Kulturbereich. Schließlich ergab sich eine Art europäische Mischung mit britischer und kanadisch-französischer Dominanz, die bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts unbestritten blieb. Während dieser langen Epoche wurde Kanada fast ausschließlich christlich geprägt, nämlich mehr oder weniger gleichmäßig katholisch und protestantisch. Protestanten waren in viele kleinere und größere, oft untereinander konkurrierende Gruppen aufgeteilt. Diese durchaus schon pluralistische christliche Dominanz wurde im frühen 20. Jahrhundert durch die Ankunft einer bedeutenden Anzahl meist osteuropäischer Juden, die nie mehr als zwei Prozent der Bevölkerung ausmachten, nur sehr schwach relativiert. Als Widerspiegelung dieser langfristigen Entwicklung findet man in Kanada während der ganzen Nachkonföderationszeit (d.h. nach 1867)² und sogar schon vorher ein öffentliches Bewusstsein dieses religiösen und ethnisch-kulturellen Pluralismus als eines wichtigen, wenn auch nicht immer positiv gewerteten Merkmals der kanadischen Realität. Die Versorgung und Integration von Neuankömmlingen verschiedener ethnischer und religiöser Herkunft stellten daher ein dauerhaftes Thema innerhalb der kanadischen Gesellschaft dar.

Eine der vielen Konsequenzen dieser Geschichte besteht darin, dass Kanada schon seit 1840 und regelmäßig seit 1871 staatliche Volkszählungen durchgeführt hat, und zwar auch bezüglich der ethnischen und religiösen Zusammensetzung der Bevölkerung. Die verschiedensten staatlichen Grundsätze, sozialen Bewegungen und kulturellen

- 2 Konföderation bedeutet hier die Herstellung eines mehr oder weniger autonomen Kanada durch ein Gesetz des britischen Parlaments. Das Datum dieses Gesetzes, den 1. Juli 1867, feiert man in Kanada als den wichtigsten Nationalfeiertag, gleichsam als Unabhängigkeitstag, jedoch ohne großen Enthusiasmus in Quebec.

Entwicklungen reflektieren sich in den demographischen Statistiken der Volkszählungen. Dazu gehören z.B. die Trennung von Staat und Kirche, die sehr früh erklärte Tolerierung verschiedener Religionen und Kirchen, sämtliche religiös und ethnisch begründeten Konflikte, der französisch-kanadische religiöse und kulturelle Nationalismus, die staatliche Förderung gewisser Formen der Immigration bzw. der Ausschluss anderer Verfahren, die Wandlung protestantischer Konfessionen, die Problematisierung der Integration und Assimilierung neuer Immigranten sowie die Anpassung der einheimischen zweiten Generationen der Einwanderer an die in Kanada herrschenden Verhältnisse.

Die demographischen Daten bilden seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine historische Konstante. Dies hat eine maßgebende Rolle in den öffentlichen kanadischen Selbstbeschreibungen und in der Staatspolitik gespielt. Die Veränderungen im Selbstbewusstsein, in der Politik, im Einwandererfluss, aber auch in den Einzelheiten der Volkszählungspolitik nach 1960 hängen demzufolge zusammen. Ich unterstreiche diese statistischen Merkmale, in denen sich das kanadische Selbstverständnis ausdrückt, weil die empirischen Daten, auf die ich mich in diesem Beitrag stütze, von den neuesten Volkszählungen stammen.

Das Muster der Vergangenheit und die Veränderungen nach 1960

Wie in anderen Ländern mit einer ähnlichen Geschichte ist auch die Erfahrung der verschiedenen Einwanderergruppen Kanadas und ihrer Nachfolgenerationen geprägt durch eine Kombination von Erhaltung, Transformation und Anpassung ihrer Identitäten an die herrschenden religiösen und kulturellen Muster der etablierten Mehrheit. Typisch ist, dass die religiösen Unterschiede, die unter Neuankömmlingen maßgebend waren, im Laufe der Zeit und für die nächsten Generationen ihren Sinn verloren haben (Simpson 1977). Die kulturelle Anpassung hat bisher eine allmähliche Abschwächung der typischen ethnischen Merkmale, z.B. bezüglich Sprache, Heiratsmuster und ethnisch-religiöser Zugehörigkeit, herbeigeführt. Dennoch haben diese Gruppen sich treu an – wenn auch transformierte – Darstellungen ihres ethnischen und religiösen Erbes gehalten (Driedger 1989). Die Nachkommen der französischen *habitants* betrachten z. B. ihre römisch-katholische Identität heute noch als einen integralen Teil ihres *patri-moine*, ihres Erbes bzw. ihrer *mémoire*, ihrer Erinnerung, obwohl dieser Katholizismus schon seit langem dem der ursprünglichen Heimat nicht mehr gleicht und sich über die Jahrhunderte mehrmals gewan-

delt hat. Dies ist der Extremfall eines Volkes, das in fast jeder Hinsicht schon seit langem nichts anderes ist als vollkommen einheimisch.

In ähnlicher Weise sind die Nachkommen der protestantischen Schotten immer noch zum großen Teil Presbyterianer. Darunter schlossen sich viele im Jahre 1925 der Sektion der neuen United Church of Canada an. Die Abkömmlinge der irisch-katholischen Einwanderer des 19. Jahrhunderts sind im Großen und Ganzen noch katholisch, wenn sie auch schon seit geraumer Zeit nicht mehr auf ausschließlich irische Gemeinden insistieren. Die nachkommenden Generationen der Ukrainer, die sich am Anfang des 20. Jahrhunderts im kanadischen Westen angesiedelt hatten, gehören immer weniger den ukrainisch-orthodoxen oder ukrainisch-katholischen Kirchen an, doch gleichzeitig spielen die überlieferten Bräuche oft noch eine besondere Rolle in ihrem Leben. Die Nachfahren der osteuropäischen Juden, die zur gleichen Zeit angekommen waren, betrachten sich überwiegend noch als jüdisch. Manche unter ihnen sind auch noch religiöse Juden, aber die Organisation ihrer Synagogen folgt schon seit langer Zeit der typischen nordamerikanischen Aufteilung in orthodox, konservativ und reformiert. Sie teilen sich nicht mehr, wie zu Beginn, nach den Ländern der ursprünglichen Herkunft auf und haben auch Jiddisch als jüdische Umgangssprache zum größten Teil aufgegeben (Kallen 1977; Weinfeld 1981).

Diese Ergebnisse der Anpassung und Integration der Einwanderer und ihrer Nachkommen sind natürlich nicht erstaunlich. Für meine Ausführungen sind sie jedoch wichtig, denn man kann auf ihrer Basis ähnliche Fragen bezüglich der neuesten Einwandererwellen nach den 60er Jahren stellen. Die Zusammensetzung der Einwanderer sowie der soziale Kontext der Immigration haben sich in wichtiger Hinsicht verändert. Die Unterschiede beziehen sich auf Veränderungen in Kanada selbst als auch in der übrigen Welt. In der Nachkriegszeit modifizierte Kanada sein Selbstbild bzw. seine Selbstbilder in erheblicher Weise. Nach 1960 hatten die Frankokanadier in Quebec ihren angestammten religiös-kulturellen Nationalismus in einen ausgeprägten und manchmal stark separatistischen, territorial bestimmten Säkularnationalismus umgewandelt. Dieser Wandlungsprozess schließt eine größere Offenheit für Immigration ein, mit der Einschränkung, dass die Einwanderungspolitik in den Händen der Quebecer zu bleiben habe und dass sie den nationalen Interessen dieses Volkes entspreche, vor allem mit Blick auf die Hauptsprache der Neuankömmlinge.

In den anderen Regionen Kanadas, vor allem in Ontario und in den zunehmend wichtiger werdenden Westprovinzen, hat die neue Aufgeschlossenheit für die übrige Welt allmählich den schon fast ein-

gefleischten Euro- und Anglozentrismus ersetzt, mit der Folge einer grundsätzlichen Umwandlung der Immigrationspolitik. Das hat die Tore für eine massive Einwanderung von praktisch überall her geöffnet, und diese Öffnung wurde sogar ausdrücklich gefordert.³

Die ideologische Begleiterscheinung dieser Veränderung war die Entwicklung und dann offizielle Verkündung einer Politik des Multikulturalismus, und zwar in einer Form, die es erlauben und auch anregen sollte, dass die neuen Einwanderer ihre partikulären Identitäten beibehalten können und sich nicht unbedingt an die in Kanada herrschenden Identitäten anzupassen haben. Von daher stammt die Idee, dass Kanada ein kulturelles Mosaik sein und bleiben sollte und nicht ein »melting pot« (Schmelztiegel) nach US-amerikanischem Vorbild werden dürfe. Folglich sollen die religiösen Unterschiede, die unausweichlich eine Begleiterscheinung eines solchen Pluralismus sind, nicht nur akzeptiert, sondern sogar gutgeheißen werden. So wenigstens lauten die offizielle Politik und die öffentliche Meinung.

Die eigentliche Realität kann durchaus anders sein, und die Forschungen, die im Folgenden vorgestellt werden, suchen zum Teil Ant-

- 3 Siehe Halli/Driedger 1999; Kalbach/Richard 1990; McVey/Kalbach 1995; Stafford 1994. Kanada kontrolliert seine Immigration an Hand eines Systems, das verschiedene Kategorien mit einem Punktsystem kombiniert. Es gibt drei Hauptkategorien: ökonomisch eigenständige Einwanderer, Familienzugehörige schon etablierter Einwanderer und Flüchtlinge. Flüchtlinge müssen beweisen können, dass sie im Heimatland körperlich gefährdet wären. Der Familienklassenbewerber bzw. -bewerberin muss einen bestimmten Verwandtschaftsgrad mit schon etablierten Einwanderern nachweisen, und diese müssen jenen auch unterstützen. Der eigenständige Bewerber bzw. Bewerberin, die Kernkategorie dieser Politik, muss ein Minimum von 67 Punkten erreichen, nach einem System, das Kriterien wie Religion, ethnische Herkunft und besonders Heimatland ausschließt. Punktkriterien sind englische und/oder französische Sprachkenntnisse, Ausbildung, ein schon erworbener Arbeitsplatz in Kanada, Berufserfahrung in einem offiziell anerkannten Beruf, Alter und Anpassungsfähigkeit (z.B. die Punkte des Ehepartners). Es gibt auch eine Geschäftskategorie, die die Einreise von Personen, die bereit sind, erhebliche Geldsummen in Kanada zu investieren, vorsieht. Im Allgemeinen erklärt diese Politik, »Schickt uns eure Besten und eure Geschickten« und gerade nicht, »Gebt uns eure Armen, eure Hungrigen, die sich nach Freiheit sehnen« (so auf der amerikanischen Freiheitsstatue: »Give us your tired, your hungry, your yearning to be free«)! Siehe <http://www.cic.gc.ca> (eingesehen 14.08.2004), insbesondere die »skilled worker self-assessment«-Prüfung bei english/skilled/assess/index.html.

worten auf diese Frage. Dem wäre hinzuzufügen, dass der Druck, eine kontinuierliche Immigration zu erlauben und bewusst zu fördern, maßgeblich auf Grund demographischer und wirtschaftlicher Entwicklungen entstanden war. Will Kanada im Kontext des globalisierten Wirtschaftssystems weiter gedeihen, so bedarf es einer wachsenden Bevölkerung. Da Kanada – wie die meisten westlichen Länder – eine niedrige Geburtenrate innerhalb der einheimischen Bevölkerung hat (10,5 auf 1000 Einwohner in 2003, Statistics Canada 2004), muss das notwendige Wachstum durch die Immigranten erzielt werden. Weil diese nicht mehr wie früher üblich in ausreichender Zahl aus Europa kommen, müssen Einwanderungswillige zwangsläufig in anderen Erdteilen gesucht werden, vor allem in Asien, Afrika und in der südlichen Hälfte der Neuen Welt. Dieser wichtige Aspekt der kanadischen Lage verweist nun auch auf den allgemeinen globalen Kontext.

Die kanadischen Entwicklungen zeigen auf, was sich in den anderen Erdteilen ereignet hat. In dieser Beziehung ist eine Intensivierung des historischen Prozesses der Globalisierung besonders wichtig. Einige der Hauptmerkmale der neuesten Migrationsphase bilden die Veränderungen in den internationalen Migrationsmustern. In Kanada wie auch in den meisten anderen Einwanderungsländern stammen die Immigranten heute aus sehr vielen – wenn auch nicht allen – Weltregionen und nicht mehr wie früher nur aus den klassischen Auswanderungsgebieten. Die Gründe dafür ähneln denen, die auch in Kanada festzustellen sind. Genau dieses weltweite Vorherrschen der den Pluralismus fördernden Migration macht die Frage sinnvoll, ob Kanada vielleicht als globaler Modellfall betrachtet werden kann. Dazu kommt die Tatsache, dass verbesserte Kommunikationsmedien und Kommunikationsmöglichkeiten sowie das höhere ökonomische, soziale sowie Bildungsniveau eines größeren Teils der Migranten es viel wahrscheinlicher machen, dass diese auf Dauer wirksame transnationale Verbindungen mit ihren jeweiligen Heimatländern und anderen Diasporaregionen aufbauen und aufrechterhalten können. Dadurch werden mehr Migranten über die Mittel verfügen, in ihrer neuen Heimat Institutionen zu schaffen, die das erhalten, was sie erhalten wollen und das ändern, was sie ändern möchten. Im Kontext intensivierter globaler Beziehungen mag das Errichten und die Erhaltung klarer, unterschiedlicher religiöser und kultureller Identitäten leichter sein. Daher kann vielleicht der »Fall Kanada« zum globalen »Modellfall« werden und nicht nur eine Ausnahme darstellen, die höchstens für die von Europa kolonisierten Länder typisch wäre.

Die religiöse Identität heutiger Einwanderer in Kanada

Die Auswirkungen der globalen Migration auf den religiösen Pluralismus in Kanada sind in vielerlei Hinsicht noch nicht klar einzuschätzen. Dieses dürfte wahrscheinlich noch für einige Zeit so gelten. Im Gegensatz zu der früheren Situation – und das ist ein bedeutender Aspekt der gegenwärtigen Lage – findet die heutige Migration nicht über längere Zeiträume statt, sondern bildet eine relativ kurze, fast flutartige Welle. Es handelt sich um einen ständigen Zustrom auf hohem Niveau, welcher weniger von aktuellen Entscheidungen und bestimmten Krisen beeinflusst wird, sondern von der Eigenlogik der Strukturen der Weltgesellschaft.

Der Islam wächst am schnellsten unter den nicht-christlichen Religionen in Kanada, was auf die große Zunahme der Muslime weltweit zurückzuführen ist. Südasien ist die Quelle einer disproportionalen Menge der kanadischen Muslime, was nicht nur damit in Zusammenhang steht, dass Kanada und Indien einst Teile des britischen Weltreichs waren – was dennoch nicht unwichtig ist –, sondern vielmehr damit, dass im südasiatischen Raum 400 Millionen Muslime leben, mehr als in allen Ländern des islamischen Kernbereichs zusammen. Aufgrund hoher Bevölkerungszahlen gehören China und Indien seit 20 Jahren, d.h. seit zehn Jahren nach der Einführung der neuen Immigrationspolitik, zu den wichtigsten Ursprungsgebieten der kanadischen Immigranten. Diese beiden Länder befinden sich in einem ökonomischen Aufschwung und weisen beide eine dementsprechend wachsende Mittelklasse auf. Daher gibt es dort viele Menschen, denen Kanada die Gelegenheit bietet, wirtschaftlich viel rascher aufzusteigen bzw. in größerer politischer Freiheit zu leben und die gleichzeitig auch die Mittel besitzen, um die Auswanderung zu verwirklichen. Dies gehört zu den globalen Faktoren.

Es gibt jedoch auch Einflüsse der besonderen kanadischen Realität. Dazu gehört die Tatsache, dass Kanada keine »natürliche« Immigrationsquelle hat, z.B. eine geographisch angrenzende und verhältnismäßig arme Gegend wie den Maghreb bzw. das Nahostgebiet für Europa oder Mexiko für die Vereinigten Staaten. Kanada hat – wie bereits erwähnt – auch eine Kultur- und Einwanderungspolitik entwickelt, die mehr oder weniger ganz von der Herkunftsregion möglicher Einwanderer absieht. Es ist im Prinzip farben-, glaubens-, geschlechts- und herkunftsblind. Das soll nicht heißen, dass die praktische Realität genau dieser offiziellen Blindheit entspricht (Satzewich 1998); aber es bedeutet doch, dass die eingewanderte Bevölkerung nicht von sehr wenigen Einzelgruppen dominiert wird – sie bilden lediglich ein Spie-

gelbild der Weltgesellschaft im Ganzen. Diese Eigenschaften machen aus Kanada wenn nicht gerade ein Vorbild, das woanders nachzuahmen wäre, so doch vielleicht eine Art Testfall für eine Anpassung ohne Assimilations- und Akkulturationszwang.

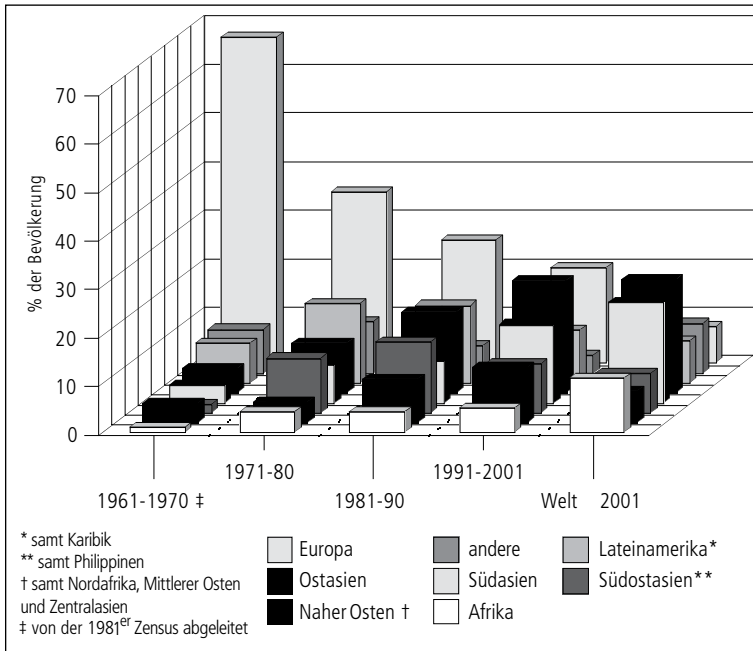
Diese Aspekte der kanadischen Situation spiegeln sich klar in den neueren kanadischen Zensusdaten wider. Gewiss bilden diese nicht die einzige Informationsquelle, die für eine Einschätzung der Auswirkungen der Immigration auf den kanadischen religiösen Pluralismus maßgebend wäre. Dennoch sind sie zu diesem Zweck wichtig und können zumindest andeutungsweise darüber Auskunft geben, welche Trends sich gegenwärtig durchsetzen. Drei kritische Dimensionen der aktuellen Lage können in dieser Weise beurteilt werden: 1. die allgemeine Zusammensetzung der Bevölkerung; 2. das Maß, in welchem die Einwanderergruppen und ihre Nachkommen sich an die dominanten Muster religiöser Identität mit der Zeit anpassen und 3. die Schwerpunkte der religiösen Vielfalt in verschiedenen Regionen Kanadas, besonders in den wichtigsten Großstädten.

Die erste dieser Dimensionen reflektiert die globalen Trends der Migration, den gleichsam weltweiten Impuls für den religiösen Pluralismus. Die zweite vermag den Adaptionen- bzw. Lokalisierungsdruck auf die Einwanderer, aber auch die Art und Weise, in der sich die kanadische Multikulturalismuspolitik eigentlich in konkrete Wirklichkeit übersetzt, zu operationalisieren. Die dritte Dimension wendet sich indirekt der wichtigen Frage der multireligiösen Institutionenbildung zu: Nur eine zureichende Konzentration der maßgebenden Gruppen ermöglicht dies auf die Dauer, was sich positiv auf die Entwicklung und Bewahrung eines religiösen Pluralismus auswirkt. Dies ist eine andere Lokalisierung als die, die in der zweiten Dimension reflektiert wird.

Vergleicht man die Geburtsländer der heutigen kanadischen Einwanderer mit dem Muster ihrer religiösen Identitäten, so erkennt man ohne Schwierigkeiten, wie sich die neuen Quellen dieser Immigration auf den kanadischen religiösen Pluralismus auswirken. Die Tabellen 1 und 2 zeigen Statistiken für die vier neuesten zehnjährigen Einwanderungskohorten. Obwohl zwischen 1991 und 2001 immer noch eine der Weltbevölkerung nach disproportional große Anzahl der kanadischen Einwanderer aus Europa stammte, so wird diese Asymmetrie im Laufe der Zeit doch erheblich schwächer. Unter den neueren Schichten sind alle Weltregionen von gut bis sehr gut repräsentiert.

Die religiösen Identitäten dieser Kohorten zeigen dementsprechend einen viel höheren Prozentsatz von Nicht-Christen bzw. jener, die keine religiöse Zugehörigkeit erklären. Letztere stammen zum

Tabelle 1: Geburtenregionen kanadischer Immigrationskohorten, 1961-2001



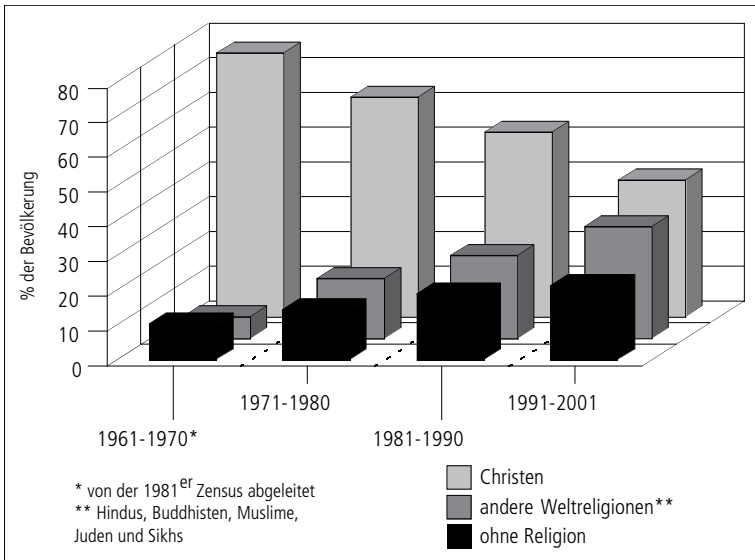
Quelle: Statistics Canada 2003; The Economist 2002

größten Teil aus Ostasien. Dazu kommt, dass weniger als 50 Prozent der neuesten Kohorte sich als Christen bezeichnen, auch wenn diese immer noch die wichtigste Gruppe darstellen. Da augenblicklich nichts diesem neueren Muster entgegenwirkt, ist anzunehmen, dass sich dieser Trend fortsetzen und die kanadische Bevölkerung in religiöser Hinsicht mehr und mehr pluralistisch werden wird.

Die Konsequenzen dieser Immigration zeigen sich auch im erheblichen Anstieg der Zahl von Angehörigen anderer Religionen. Tabelle 3 macht erwartungsgemäß sichtbar, dass die Zahl der Muslime am meisten zugenommen hat, was ihren Anteil an der allgemeinen Weltbevölkerung widerspiegelt. Aber auch Religionen wie Hinduismus und Buddhismus weisen bedeutende Zuwächse auf. Auch die Zahl der Sikhs wächst, wenn auch nicht in so großem Ausmaß wie die zuvor erwähnten religiösen Traditionen. Einzig der Anteil jüdischer Religionsangehörige ist nur sehr wenig gewachsen. Diese letzteren Ergebnisse deuten auch auf die Tragweite älterer Einwanderungsmuster und auf gewisse gegenwärtige Zustände hin. Kanadas Juden sind überwiegend einheimisch; sie bestehen aus dem Nachwuchs früherer europäi-

scher Immigranten. Die Zahl der Juden wächst demzufolge viel langsamer als die Gesamtbevölkerung (4 Prozent gegenüber 9 Prozent während des letzten Jahrzehnts). Bei den Sikhs sieht es etwas anders aus, denn eine disproportional große Menge der südasiatischen Einwanderer hat bis heute aus Sikhs bestanden. Darin zeigt sich zum einen eine höhere Bereitschaft unter Sikhs zur Emigration und zum anderen die Tatsache, dass sie englischsprachige Länder – insbesondere die des Commonwealth wie England, Australien und Kanada – bevorzugen. Die Immigration nach Kanada ist nicht nur eine Reflexion der globalen Bevölkerungsverteilung. Wie in allen Ländern mit bedeutender Immigration spielen auch andere Faktoren eine Rolle.

Tabelle 2: Religiöse Identitäten kanadischer Immigrationskohorten, 1961-2001

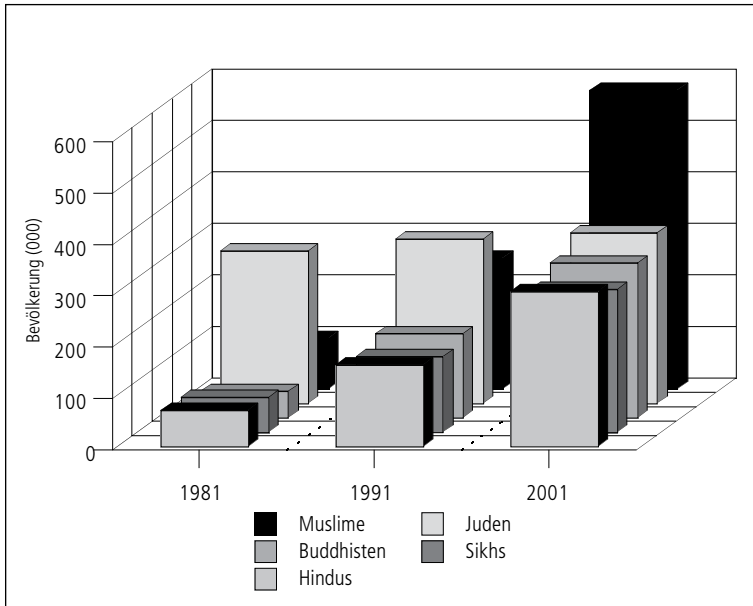


Quelle: Statistics Canada 2003

Die Veränderungen im Schema der Einwanderung und der religiösen Identitäten sind schon an sich bedeutungsvoll, aber ihr Effekt wird durch die Konzentration in den Großstädten noch erweitert. Rund 90 Prozent jener, die sich als Nicht-Christen erklären, bewohnen die sechs größten städtischen Ballungsgebiete, besonders die von Vancouver und Toronto. Dort wohnten 2001 lediglich 28 Prozent der Gesamtbevölkerung, jedoch 64 Prozent der Nicht-Christen. In beiden dieser Städte

identifizieren sich ungefähr 14 Prozent der Einwohner mit anderen Religionen als dem Christentum. Dabei hat Vancouver eine höhere Konzentration von Sikhs und Buddhisten, wogegen zwei Drittel von Kanadas Hindus und rund die Hälfte der Muslime (und auch Juden) in Toronto leben.

Tabelle 3: Wachstum der Zugehörigen nicht-christlicher Weltreligionen in Kanada, 1981-2001



Quelle: Statistics Canada 2003

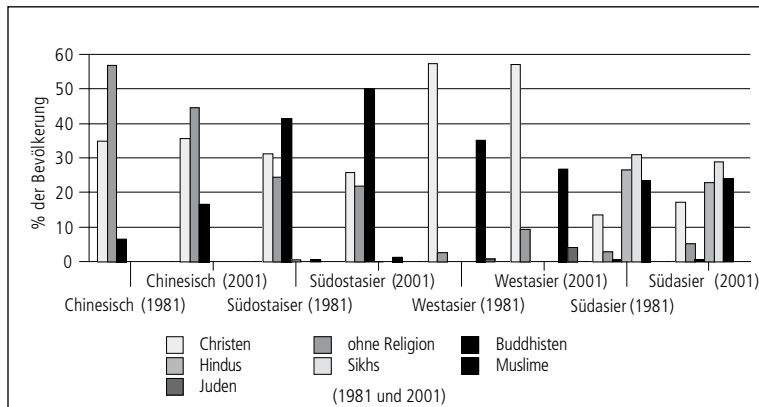
Die Bevorzugung der Großstädte in ihrer neuen Heimat ist für Einwanderer heute typisch. Sie ist maßgebend, weil sie ihnen eine bessere Möglichkeit bietet, ihre Ressourcen zusammenzulegen. Man kann so z. B. leichter Geld für die Errichtung religiöser Infrastruktur sammeln, schneller einen Ehepartner aus der eigenen Gruppe finden oder erfolgreicher Vertreter aus der eigenen Gruppe in politische Ämter wählen⁴ und somit letztendlich ein kulturell vertrautes Milieu aufbauen. Im

4 Um nur ein Beispiel zu nennen: In der Bundeswahl von 2004 war der Wahlsieg von Mitgliedern »kultureller Minoritäten« in gewissen Wahlkreisen in Vancouver und Toronto dadurch gesichert, dass die Kandidaten aller Hauptparteien zu diesen Gruppen gehörten.

Allgemeinen kann man in den Großstädten viel besser seine kulturelle und religiöse Identität bewahren und behaupten als das bei gleichmäßigerer Verteilung unter der dominanten europäisch-christlichen Bevölkerung zu erwarten wäre.

Diese Überlegungen führen nun zu der wichtigen Frage der Anpassung der Einwanderer nach der Ankunft im Lande. Es gibt deutliche Anzeichen dafür, dass der ständige Zustrom von immer mehr Einwanderern die Muster kanadischer religiöser Identitäten und daher den kanadischen religiösen Pluralismus erheblich stärker beeinflusst als die unvermeidlichen Anpassungen der schon angesiedelten Migranten und ihrer zweiten Generation. Tabelle 4 nimmt als repräsentative Beispiele für die Letztgenannten alle jene aus vier verschiedenen Herkunftsregionen, die während der 70er Jahre entweder als Einwanderer nach Kanada kamen oder als Kinder von Einwanderern in Kanada geboren wurden. Man testet sozusagen den Effekt der Länge des Aufenthalts in Kanada auf die religiöse Identität der Einwanderer und ihrer Kinder.

Tabelle 4: Religiöse Identifikationen in Kanada mit der Zeit: 1971-80 Einwanderungs- und Alterskohorten ausgewählter ethnischer Gruppen



Quelle: Statistics Canada 2003

Der aus Tabelle 4 ersichtliche und wahrscheinlich stetigste Trend ist, dass im Allgemeinen der Prozentsatz christlich geprägter Einwanderer mit der Zeit zunimmt. Dieser Trend ist jedoch weder in allen Gruppen einheitlich noch in irgendeiner Gruppe sehr bemerkenswert und entspricht daher einer genauso leichten Abschwächung nichtchristlicher Identitäten. Die schwerer wiegenden Ergebnisse liegen woanders. Ein

wesentliches Merkmal besteht darin, dass die größere Tendenz unter den Einwanderern, die aus Ostasien stammen und zunächst angaben, »keiner Religion« anzugehören, darin besteht, sich später zum Buddhismus zu bekennen. Dies stellt ein Resultat dar, das nicht unbedingt ein Wiederfinden der »traditionellen« religiösen Identität – geschweige denn eine Konversion zum Buddhismus – bedeutet. Wahrscheinlicher ist, dass diese Tendenz auf eine allmähliche Entwicklung hin zur Annahme einer positiven religiösen Zugehörigkeit verweist. Solch ein Wandel der Identifizierung kann eine eigentliche Veränderung des Glaubens und der religiösen Bräuche bedeuten oder auch nicht. Genauso wahrscheinlich ist es, dass der kanadische soziale Kontext einfach eine positivere religiöse Identität fördert – wobei auch eine positivere Einstellung zur öffentlichen Erklärung solcher Identität herrscht – als gegenwärtig in verschiedenen ostasiatischen Ländern.

Ein gleichfalls bemerkenswerter Trend liegt jedoch in der genau entgegengesetzten Richtung, und zwar nur unter Menschen aus Süd- und Westasien. Für jene, die aus diesen Erdteilen stammen, korreliert die Länge des Aufenthalts in Kanada mit einer höheren Wahrscheinlichkeit, dass sie sich als religionslos erklären. Ebenso wie es die Verhältnisse in Kanada erlauben und sogar unterstützen, eine positive religiöse Identität zu reklamieren, ist auch das Gegenteil möglich, nämlich das öffentliche Eingeständnis, über keine religiöse Identität zu verfügen. Beides ist gleichermaßen verbreitet und akzeptiert. Die öffentliche Politik des Multikulturalismus und der religiösen Freiheit spiegeln eine kulturelle Lage wider, in der die Religion recht positiv betrachtet wird, aber nicht unbedingt als etwas, das der »nationalen« Identität eigen wäre. Im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten und vielen anderen Ländern der Welt ist religiöses Engagement in Kanada weder ein Zeichen für gute Staatsbürgerschaft noch das Gegenteil davon. Quebec ist vielleicht in dieser Beziehung teilweise eine Ausnahme, da unter den Quebecern, wie zuvor schon erwähnt, römisch-katholische Identifizierung noch immer als eine Dimension des »nationalen Erbes« (*patrimoine*) betrachtet wird, was jedoch unter den Einwanderern nicht der Fall ist. Das herrschende Schema zur Anpassung, wozu sich Neuankömmlinge vielleicht gezwungen fühlen, besteht im Allgemeinen aus Neutralität gegenüber der Religion. Diese Beobachtung soll natürlich in keiner Weise die historische und demographische Dominanz der Christenheit in diesem Land leugnen.

Der demographische Faktor lässt nun die weitere Frage zu, ob trotz einer öffentlichen Politik und einer kulturellen Atmosphäre, die die Neuankömmlinge nicht in Richtung christlicher Identität zwingen, sich nicht doch ein Trend zu dieser Religion bemerkbar machen wird,

wenn Immigranten sich physisch in die dominante Bevölkerung integrieren. Diese Frage wird vor allem in der Problematik von Mischehen samt dem Ergebnis der ethnischen Mischung in der zweiten Generation deutlich. Hier trifft man wieder auf den wichtigen Punkt der kritischen Masse und wie sich die weiterhin massive Einwanderung möglicherweise auf die Anpassungsmuster der früheren Einwanderer bzw. ihrer Nachkommen auswirken wird.

Insgesamt nimmt in Kanada die Zahl der Mischehen⁵ zwischen Partnern, die aus verschiedenen Erdteilen stammen, zu.⁶ Im Jahre 2001 waren etwas mehr als 3 Prozent der Ehen in Kanada Mischehen (ungefähr 225.000 Paare von insgesamt leicht mehr als 7 Millionen), eine Steigerung von einem Drittel in einer zehnjährigen Zeitperiode, in der dieses Segment der Gesamtbevölkerung sich nur um 10 Prozent vermehrt hat. Dazu kommt, dass die große Mehrheit dieser ›Mischpartnerschaften‹ zwischen Menschen europäischer Abstammung und solchen, die die kanadischen Behörden als »sichtbare Minoritäten« bezeichnen, stattfindet. Es sind also Menschen, deren Familien aus anderen Erdteilen als Nordamerika, Australasien oder Europa stammen. Obwohl schon die Tatsache dieses Zuwachses an sich bedeutend ist, sind im Kontext der Anpassung der Einwanderer die interessanteren Trends unter den verschiedenen Teilgruppen dieser sichtbaren Minoritäten zu finden. Zwei Ergebnisse der Daten sind besonders bemerkenswert: Mischehen finden sich am häufigsten unter den neueren Einwanderergruppen, die man typischerweise weit mehr mit der christlichen als mit sonstigen Religionen assoziiert, und die niedrigste Zahl gibt es unter den größten Immigrationsgruppen, also jenen, die normalerweise mit der christlichen Religion nicht in Verbindung gebracht werden.

So sind z. B. unter Lateinamerikanern und Schwarzen (zum größten Teil aus der Karibik stammend) etwas weniger als die Hälfte (45 bzw. 43 Prozent) der Ehen Mischehen. Unter Koreanern, Chinesen und Südasiaten hingegen beträgt der Prozentsatz der Mischehen nur 13 bis 18 Prozent. Die letzteren zwei Gruppen sind bei weitem die größten Minderheiten in Kanada, mit je ungefähr einer Viertelmillion Paaren. Die Ehegemeinschaften in anderen kleineren, nicht typisch christlich geprägten Gruppen, wie z. B. Südasiaten oder Araber, bestehen zu rund 25 Prozent aus Mischehen.

Solche Daten unterstützen (wenngleich nicht notwendig) die These, dass religiöse Unterschiede und insbesondere die Bevölkerungs-

5 D. h. rechtsgültige Ehen sowie eheähnliche Gemeinschaften.

6 Die Daten der folgenden Analyse sind Milan/Hamm 2004 entnommen.

größte Mischehen weniger wahrscheinlich machen. Da die heutigen, neueren Einwanderer in Kanada sich überwiegend in den Großstädten konzentrieren, kann eine viel kleinere Bevölkerungsgruppe schon einen ersten Ausschlag in dieser Beziehung geben. Es ist jedoch zu beachten, was schon Reginald Bibby (2000) in seinen Analysen der Volkszählungsdaten von 1991 aufgezeigt hat, nämlich dass Mischehen zwischen Partnern verschiedener religiöser Zugehörigkeit entweder eine christliche oder eine nichtreligiöse Identität der Kinder aus solchen Ehen begünstigen.

Es gibt noch viele andere Trends in der religiösen Identifizierung kanadischer Einwanderer, wovon einer besonders wichtig ist, weil er auch das sich ändernde Gesamtbild in Kanada widerspiegelt. Es handelt sich um innerchristliche Veränderungsprozesse. Schon seit 30 bis 40 Jahren ist zu beobachten, dass die großen protestantischen Kirchen in Kanada immer kleiner werden, wenn sie auch nicht gerade im Aussterben begriffen sind. Das betrifft insbesondere die Zahl ihrer Anhänger. 2001 haben sich knapp 20 Prozent der Bevölkerung mit den liberalen protestantischen »mainline« Kirchen identifiziert. Das schließt die United Church of Canada (eine Vereinigung der Methodisten und des größten Teils der Presbyterianer, die aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stammt), die Anglikaner, die Presbyterianer und die Lutheraner ein. 1981 machten diese noch 32 Prozent aus. Hinzu kommt, dass sogar der absoluten Menge nach diese Kirchen kleiner geworden sind. 1981 hatten sie insgesamt noch 7,7 Millionen Anhänger, dagegen nur noch 5,9 Millionen im Jahre 2001. Die presbyterianische Kirche hat sogar von 1991 bis 2001 fast die Hälfte ihrer Mitglieder verloren. Im Gegensatz dazu können Katholiken bessere Zahlen aufweisen. Wenn auch ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung in der letzten Zeit ein wenig kleiner geworden ist, so vermehrt sich doch ständig die Zahl ihrer Mitglieder. Sie bilden immer noch ungefähr 44 Prozent der Gesamtbevölkerung.

In diesem Kontext ist es vielleicht überraschend, dass auch die konservativen protestantischen Kirchen in Kanada nicht erheblich wachsen. Ihre Mitgliederzahl steigt zwar auch, sie bleibt jedoch seit über 20 Jahren konstant bei knapp 8 Prozent der Gesamtbevölkerung. Ohne die evangelischen Baptisten hätte sogar diese Zahl 2001 abgenommen. Erstaunlicherweise sind die Pfingstler, die zweitgrößte Gruppe in diesem Segment, von 1991 bis 2001 um deutliche 15 Prozent zurückgegangen! Das eigentliche Wachstum unter den Christen findet sich hauptsächlich unter den »generischen« Christen, also denjenigen, die sich einfach als Christen identifizieren, jedoch ohne weitere Angabe. Obwohl sie 2001 immer noch nur 5 Prozent der Gesamtbe-

völkerung bildeten, ist dieses fünf Mal so viel wie vor 20 Jahren. Mangels gegenläufiger Beweise darf angenommen werden, dass die Mehrheit unter ihnen Besucher konservativer, eigenständiger protestantischer Kirchen sind.

Wendet man sich den Einwanderern und ihren Kindern zu, so stellt sich heraus, dass sie dieses allgemeine Muster unter den Christen recht genau widerspiegeln. Wenngleich insgesamt der Prozentsatz von Christen unter den Immigranten der gleiche bleibt – oder sogar leicht abnimmt –, entwickelt sich diese Gruppe intern weg von den großen protestantischen Kirchen und sogar auch von den konservativen protestantischen Denominationen, zugunsten der Katholiken und der »generischen« Christen. Wie man diese Trends genau erklären soll, bleibt noch zu erforschen.

Bildet Kanada den globalen Modellfall?

Mit Bezug auf die Art und Weise, wie Kanada den religiösen Pluralismus hervorbringt und auf ihn reagiert, kann das Land möglicherweise einen globalen Modellfall bilden – und dieses in mehrfacher Hinsicht. Der gegenwärtigen Globalisierungstheorie nach wäre der partikuläre religiöse Pluralismus Kanadas in seinen Hauptmerkmalen dahingehend universalisierbar, als andere Regionen oder Länder ihn adaptieren bzw. für sich partikularisieren könnten. Würde man fragen, wozu andere Länder solch ein Modell nötig hätten, so ist die Antwort in dem globalen, zu Beginn des Beitrags erläuterten Kontext begründet. In der aktuellen Phase des Globalisierungsprozesses ist das Phänomen der konstanten und weltweit sogar zunehmenden Migrationsbewegungen eine zwangsläufige Erscheinung. Dies gilt insbesondere für die reichen Industrieländer. Diese müssen daher Wege finden, um die Folgen der Migration zu verkraften. Kanada ist bei weitem nicht das einzige Land, das sich vor diese Aufgabe gestellt sieht. Eventuelle Modellierung könnte genauso gut in die Gegenrichtung gehen, etwa dadurch, dass Kanada sich in seiner Einwanderungspolitik die Strategien anderer Länder zu Eigen macht. Im Augenblick will ich mich jedoch auf die erste Möglichkeit konzentrieren.

Um die Diskussion in angemessenen Grenzen zu halten, beschränke ich mich auf drei Merkmale der kanadischen Reaktion. Diese deuten möglicherweise auf einen Modellstatus hin. Es geht mir um die »geographische Blindheit« seiner Politik, seine offizielle und öffentliche Ideologie des Multikulturalismus und etwas, dass ich seine prakti-

sche Behauptung auf institutionelle Assimilation nennen möchte. Das Letztere habe ich zuvor noch nicht besprochen.

Im Hintergrund der Möglichkeit, dass Kanada den Modellfall bildet, steht die Art historischer Erfahrung, die es mit anderen Kolonialländern wie Australien, den Vereinigten Staaten und – um ein ganz anderes Set historischer Reaktionen mit einzuschließen – Südafrika teilt. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Kanada immer schon eine gewisse Toleranz gegenüber kulturellen und religiösen Unterschieden praktiziert hat. Wenn diese Toleranz auch mindestens bis in die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts eine Kehrseite hatte, indem Kanada gewissen Teilgruppen seines kulturellen und religiösen »Mosaiks« eine randständige Position zugeordnet und daher ein »vertikales Mosaik« (Porter 1965) aufgebaut hatte, so war die Toleranz im Vergleich zu manchen anderen Ländern dennoch bedeutend größer. Ungeachtet dieser Toleranz jedoch ist der andere wichtige Aspekt der historischen Dimension, dass Kanada trotz allem auf institutioneller Einheit bestanden hat (mit Ausnahme mancher sektarischer Gruppen wie z.B. der Hutterer und Mennoniten). Weder aufgezwungene noch selbst herbeigeführte Apartheid (die einzige Ausnahme war die Indianerpolitik von 1875 bis ca. 1960, ebenso ansatzweise die unterschwellig gen Vorurteile gegenüber Schwarzen) war anscheinend eine tatsächliche Möglichkeit. In dieser Hinsicht ist die praktische Strategie der jüdischen Bevölkerung Kanadas bezeichnend: Privat lebte man nach seiner Religion, im öffentlichen Leben jedoch verhielt man sich wie alle anderen (Kallen 1977). Dementsprechend herrscht in Kanada heute immer noch die Meinung, Religion sei eine Privatsache und sollte es bleiben, besonders für Politiker.

Betrachtet man die Situation nach 1960, so ist das vielleicht wichtigste Merkmal des kanadischen Modells die Normalität der Immigration. Sie bildet einen wesentlichen Teil der auf Dauerhaftigkeit angelegten Politik. Die Immigration ist nicht nur Folge humanitärer Hilfe bei Krisen in anderen Erdteilen, wie sie beispielsweise durch Asylgewährung für Flüchtlinge zum Ausdruck kommt. Sie ist auch nicht von der konjunkturellen Lage abhängig, indem man einen vorübergehenden Mangel an Arbeitskräften durch Gastarbeiter zu beseitigen versucht. Ebenso wenig wird die Immigration als etwas gesehen, das ein Land einfach hinnehmen muss, weil so viele mittellose Menschen sich an seinen Grenzen drängen, oder als Endergebnis eines ehemaligen Kolonialreichs. Kanada hat möglicherweise Glück gehabt, dass es geographisch in einer halbisolierten Ecke der Welt liegt, mit nur einem reichen und übermächtigen Nachbarn. Diese Lage machte es möglich,

eine relativ neutrale Einwanderungspolitik einzuführen, die zur Folge hatte, dass kanadische Einwanderer allmählich einen Querschnitt der Weltbevölkerung abbilden.

Sollte sich dieser Trend in den nächsten Jahrzehnten fortsetzen – und das ist höchst wahrscheinlich, es sei denn, es käme erneut zu Ereignissen wie dem 11. September 2001 –, so werden die beschriebenen Tendenzen andauern, wenigstens in den Großstädten Kanadas, in denen die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung wohnt. Demographisch also könnte Kanada durchaus einen Modellfall bilden.

In Kanada hört man oft die Klage, der Multikulturalismus sei eigentlich nicht ernst gemeint, da die erlaubten Unterschiede nur die oberflächlichen seien oder noch schlimmer, da er nur dazu führe, die Menschen voneinander zu entfremden und manche davon zu marginalisieren (Bissoondath 1994). Diese Ansichten sind nicht vollkommen unberechtigt. Die in aller Öffentlichkeit ausgetragene Politik ist jedoch, wie so viele ›Formalitäten‹, ein wesentlicher Teil des kanadischen Bildes. Kurz gesagt, man kann sich auf der öffentlichen Bühne in Kanada nicht als Gegner des Pluralismus darstellen, ohne sofort gebrandmarkt zu werden. Ein Jörg Haider oder Pym Fortuon wären kaum vorstellbar, und ein Grund dafür liegt in der öffentlich legitimierten Fähigkeit der Einwanderergruppen selbst, solchen auf Ausgrenzung zielenden Ideen entgegenzutreten. Auch hier ist die Erfahrung der kanadischen Juden wegweisend.

Trotz dieser Möglichkeit wird jedoch auch ein Mangel offenbar. Abgesehen vom Nationalismus der Quebecer hat Kanada kein dominantes, ethnisch begründetes Selbstbild bzw. es hat ein solches nicht mehr. Seine historischen Wurzeln im britischen Empire sind ein Teil seiner Geschichte, aber eben nicht mehr als das. Der Mythos des Multikulturalismus hat insofern ein Eigenleben entwickelt, als er selbst zu einem wesentlichen Teil des kanadischen Selbstbildes geworden ist. Gewiss ist es ein umstrittenes Bild, aber auch ein unwidersprochenes. Ideologisch oder semantisch könnte Kanada also den Modellfall bilden.

Als Nächstes stellt sich die Frage, wie Kanada mit seinem Multikulturalismus praktisch umgehen kann. Tatsächlich sind dem kulturellen und religiösen Pluralismus zwar nicht enge, aber doch wirksame Grenzen gesetzt. Kanada hat z.B. kein wirklich pluralistisches Schulsystem, und nur in wenigen Provinzen ist es möglich, mit öffentlicher Unterstützung Schulen zu gründen, die auf konfessioneller oder ethnischer Zugehörigkeit basieren (die katholischen Schulen in den meisten Provinzen sind die Ausnahme, aber sogar diese sind vom Grundrecht garantierte Ergebnisse einer älteren Toleranzpolitik bezüglich religiöser Konfession). Die einzigen, die ein (auch nur teilweise) eigenständi-

ges Rechtssystem haben, sind manche Indianergruppen. Indianer bilden in Kanada, wie auch in anderen ehemaligen Kolonialländern, einen historischen und aktuellen Sonderfall. In dieser Beziehung stellt die Geschichte der »Ersten Nationen«, wie man in Kanada sagt, einen interessanten Kontrapunkt zum kanadischen Multikulturalismus dar. Bereiche wie das Familienrecht sind praktisch einheitlich geregelt und nur deswegen je nach Provinz verschieden, weil diesbezügliche Regelungen den Provinzen verfassungsgemäß zustehen. Man legt in allen Institutionen Wert auf Inklusion, d.h. darauf, dass alle, ungeachtet ihrer Unterschiede, gleich behandelt werden. Nur auf der Ebene gewisser kultureller und in den hier diskutierten religiösen Institutionen darf sich der Pluralismus klar und öffentlich statt lediglich privat artikulieren. Jeder kann sein Anderssein leben, vorausgesetzt, er orientiert sich an der allgemeinen Norm. So gesehen ist Kanada, mit den soeben erwähnten kulturellen und religiösen Ausnahmen, auf der institutionellen Ebene doch eher ein Schmelztiegel als ein Mosaik. Auch in dieser Hinsicht dürfte Kanada den Modellfall bilden. Nicht mittels Ideologien, nicht indem es darauf zielt, die Immigration einzuschränken, sondern durch die öffentlichen Institutionen wie Staat, Schule, Wirtschaft, Massenmedien und Gesundheitswesen versucht Kanada eine übergreifende Einheit zu erzeugen, die eigentlich erst die Differenzen ermöglicht. Das kann man nicht so leicht von den Statistiken ablesen, aber es ist im Grunde genommen eine Dimension der kanadischen Realität, die gegen den Pluralismus wirkt.

Schließlich dürfte Kanada den Modellfall bilden, indem es bisher – und ich unterstreiche diesen zeitlichen Vorbehalt – seinen Pluralismus in einigermaßen geregelte Bahnen lenken konnte. Kanadas Großstädte werden nicht durch ethnische oder religiöse Konflikte herausgefordert, die ihre Wurzel in der Ghettobildung und mangelnder Anpassung haben. Zweifelsohne gibt es auch Probleme. Kanada ist keineswegs ein Paradies. Es ist ganz und gar kein Land ohne Rassismus oder Vorurteile. Aber dem Ausdruck solcher Einstellungen sind praktische, enge Grenzen gesetzt. Je mehr »Fremde« ins Land gelassen werden und je unterschiedlicher deren Herkunft ist, desto enger und fester werden diese Grenzen in einem ganz konkreten Sinne. So will ich mit einer Anekdote schließen. Vor kurzem stand ich in einer Bank Schlange, als jemand hinter mir anfang, sich über die Einwanderer zu beschweren. Sie wären angeblich alle Verbrecher, Sozialhilfeempfänger oder beides auf einmal. Leider haben ich und die meisten anderen in der Schlange ihn reden lassen. Einige stimmten seinen unsäglich Aussagen sogar zu. Die Sache kam zu einem plötzlichen Ende, als ein großer Mann afrikanischer Abstammung sich der Schlange anschloss. Nun herrsch-

te Schweigen. Wäre dieser Mann nicht hinzugekommen, so doch sicherlich ein anderer »Fremder« an seiner Stelle. Je mehr es von solchen Menschen gibt, je mehr sie in der ganzen Stadt verbreitet sind, desto wahrscheinlicher wird es, dass man ihre Anwesenheit als ganz normal betrachtet.

Literatur

- Appadurai, Arjun (1996): *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Public Worlds, D. Goankar and B. Lee. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press.
- Appignanesi, Lisa/Maitland, Sara (Hg.) (1990): *The Rushdie File*. Syracuse, NY: Syracuse University Press.
- Bibby, Reginald W. (2000): »Canada's Mythical Religious Mosaic: Some Census Findings«. In: *Journal for the Scientific Study of Religion* 39, S. 235-239.
- Bissoondath, Neil (1994): *Selling Illusions: The Cult of Multiculturalism in Canada*. Toronto: Penguin.
- Driedger, Leo (1989): *The Ethnic Factor: Identity in Diversity*. Toronto: McGraw-Hill Ryerson.
- Economist, The (2002): *Pocket World in Figures, 2003 Edition*. London: Profile Books.
- Giddens, Anthony (1990): *The Consequences of Modernity*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Halli, S. S./Driedger, Leo (Hg.) (1999): *Immigrant Canada: Demographic, Economic, and Social Challenges*. Toronto: University of Toronto Press.
- Henripin, Jacques (2003): *La métamorphose de la population canadienne*. Montreal: Les Éditions Varia.
- Johnston, H. M. (1989): *The Voyage of the Komagata Maru: The Sikh Challenge to Canada's Colour Bar*. Vancouver: University of British Columbia Press.
- Kalbach, Warren/Richard, Madeline A. (1990): »Ethno-Religious Identity and Acculturation«. In: Shiva S. Halli/Frank Trovato/Leo Driedger (Hg.): *Ethnic Demography: Canadian Immigrant, Racial and Cultural Variations*, Ottawa: Carleton University Press, S. 179-198.
- Kallen, Evelyn (1977): *Spanning the Generations: A Study in Jewish Identity*. Don Mills, ON: Longman.
- McVey, Jr., Wayne W./Kalbach, Warren E. (1995): *Canadian Population*. Toronto: Neslon Canada.

- Meyer, John W./Boli, John/Thomas, George M./Ramirez, Francisco O. (1997): »World Society and the Nation-State«. In: *American Journal of Sociology* 103, 1, S. 144-181.
- Milan, Anne/Hamm, Brian (2004): »Mixed Unions«. In: *Canadian Social Trends* 73, S. 2-6.
- Milan, Anne/Tran, Kelly (2004): »Blacks in Canada: A Long History«. In: *Canadian Social Trends* 72, S. 2-7.
- Papastergiadis, Nikos (2000): *The Turbulence of Migration: Globalization, Deterritorialization, and Hybridity*. Cambridge & Malden MA: Polity Press & Blackwell.
- Porter, John A. (1965): *The Vertical Mosaic: An Analysis of Social Class and Power in Canada*. Toronto: University of Toronto Press.
- Satzewich, V. (Hg.) (1998): *Racism and Social Inequality in Canada: Concepts, Controversies and Strategies of Resistance*. Toronto: Thompson Educational Publishing.
- Simpson, J. H. (1977): »Ethnic Groups and Church Attendance in the United States and Canada«. In: *Ethnicity (Concilium, vol. 101)*. G. Baum and A. Greeley. New York: Seabury, S. 16-22.
- Spickard, James V (2002): »Human Rights through a Religious Lens: A Programmatic Argument«. In: *Social Compass* 49, S. 227-238.
- Stafford, James (1994): »Welcome But Why? Recent Changes in Canadian Immigration Policy«. In: *Perspectives on Canada's Population: An Introduction to Concepts and Issues*. Frank Trovato and Carl F. Grindstaff. Toronto: Oxford University Press, S. 322-341.
- Statistics Canada (2003): *1971, 1981, 1991 & 2001 Census Custom Tabulations. DO0324*. CD-ROM. Ottawa: Statistics Canada, Advisory Services Division.
- Statistics Canada (2004): www.statcan.ca. Consulted 22 June 2004.
- Tomlinson, John (1999): *Globalization and Culture*. Chicago: University of Chicago Press.
- Wallerstein, Immanuel (1974-1980): *The Modern World System*. New York: Academic Press.
- Weinfeld, Morton/Shaffir, William/Cottler, Irwin (Hg.) (1981): *The Canadian Jewish Mosaic*. Toronto, New York: J. Wiley.
- Winks, Robin W. (1971): *The Blacks in Canada: A History*. Montreal: McGill-Queen's University Press.

